

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 23 (1947-1948)
Heft: 3

Artikel: Der Diakon
Autor: Herzog, Johann E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1069163>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

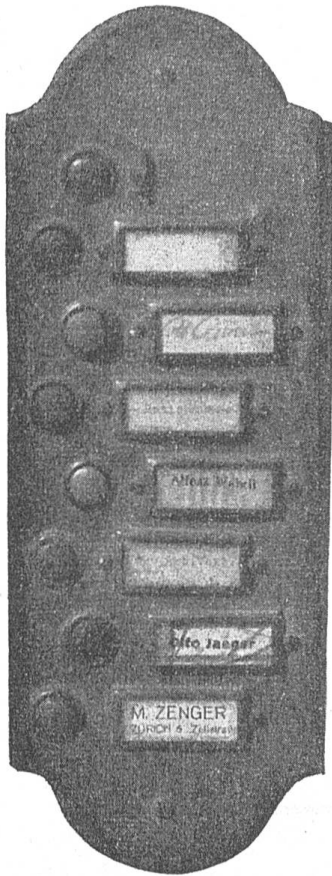
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



DER IAKON

VON JOHANN E. HERZOG

Wenn eines Tages ein unbekannter Mann vor Ihrer Wohnungstüre steht und mit den Worten Einlaß begehrt: «Ich bin der Diakon und komme im Auftrag der Kirchgemeinde», so werden Sie, wenn Sie nicht sehr mißtrauisch sind, Ihre erste Vermutung, einen Vertreter vor sich zu haben, der Ihnen etwas verkaufen möchte, aufgeben. Sie wissen nun zwar, was er nicht will. Aber haben Sie eine Vorstellung von seinen wirklichen Absichten? Kaum. Es kann auch nicht anders sein, denn das Amt des Gemeindediakons ist zwar so alt wie die christliche Gemeinde, aber in unserer protestantischen Kirche recht neuen Datums.

Es gibt in der deutschen Schweiz heute elf Gemeindediakone. In Zürich war ich, als ich im Jahre 1939 in der Kirche Enge installiert wurde, der zweite. Ich zählte damals siebenundzwanzig Jahre.

Wie ich zu meinem Beruf kam

Als junger Bursche war ich alles andere als christlich eingestellt. Ich hielt — das

schwarze Schaf der Familie — zum Schrecken meines Vaters zu den Kommunisten. Vielleicht auch aus Trotz meinem Vater gegenüber, der, streng kirchlich, von mir, dem Lehrerssohn, einen Musterknaben erwartete. Ich verstehe heute besser als damals, daß er mit seinen siebzig Schülern in neun Klassen wenig Zeit für die Familie fand und durch Zwang erreichen wollte, was nur freiwillig zu erreichen ist.

Während meiner Lehrzeit als Buchbinder in einer kleinen Stadt versuchte ich, andere junge Leute für meine politischen Ideen zu gewinnen. Aber als ich an einem Sonntag in dieser Absicht mit einem fremden Burschen spazieren ging, geschah etwas Unerwartetes: Statt daß ich ihn zum Kommunisten bekehrte, gewann er mich für den «Christlicher Verein junger Männer». Tief ging allerdings meine Wandlung zunächst nicht. Ich blieb ein recht schwieriger Bursche und brachte meinen Meister und andere in allerhand Ungelegenheiten. Aber nach und nach wurde ich doch ein eifriges Mitglied, und

meine Überzeugung stand auf festerem Grund.

Nach dem Besuch der Kunstgewerbeschule trat ich in der Krisenzeit meine erste Stelle in einer Kartonnagenfabrik an. Die Löhne waren schrecklich klein, die meist ungelernten Arbeiter lebten in trostlosen äußeren und inneren Verhältnissen. Es herrschte tiefe Hoffnungslosigkeit. Hier wurde mir erst recht klar, wie wichtig es ist, nicht ausschließlich die wirtschaftlichen Umstände der Menschen zu beachten.

Die Beziehungen zwischen Unternehmern und Arbeitern waren denkbar schlecht. Aber auch unter den Arbeitern bestand weder Kameradschaft noch Vertrauen. Ein rücksichtsloser Ungeist tötete jede Freude an der Arbeit und erstickte den Lebensmut. Das lastete schwer auf mir. Ich erlebte, wie unerläßlich der Glaube an den Sinn des Lebens ist.

Natürlich kannten meine Arbeitskameraden meine christliche Einstellung bald. Bemerkenswerterweise hatte ich aber darunter keineswegs zu leiden, obschon ich, der Jüngste, als fast einziger gelernter Arbeiter, rasch so etwas wie ihr Vorarbeiter geworden war. Mein Glaube wurde respektiert. Ich vermied es allerdings, mit ihnen über religiöse Dinge zu sprechen. Ich versuchte nur, ihnen, so gut ich konnte, zu helfen: Es war wenig genug. Einmal kam ich mit einem ältern, besonders mürrischen Arbeiter ins Gespräch. Er spürte meinen Wunsch, an seinen Sorgen teilzunehmen, aber um mir zu beweisen, wie aussichtslos das sei, lud er mich ein, mit ihm heimzukommen. Ich ging. Er hatte zu Hause eine große Schar Kinder, zu der niemand sehen konnte, weil auch die Frau arbeiten ging. Bei diesem Besuch kam es wie ein Kommando über mich, meine bisherige Arbeit zu verlassen und einen Wirkungskreis zu suchen, in dem ich mehr zur Linderung dieser Not beitragen könne.

Im Diakonenhaus

Daß es so etwas wie eine innere Mission gab, war mir aus der kirchlichen Um-

gebung meiner Kinderjahre und vom Christlichen Verein junger Männer her bekannt, aber nicht, wie ich in diese hineinkommen konnte. Ein Pfarrer, den ich um Auskunft bat, wies mich an das Diakonenhaus. Es war damals der Anstalt für Epileptische in Zürich angegliedert. Allerdings wurden dort bisher nur Leute zum Dienst in evangelischen Anstalten ausgebildet. Doch ich vernahm die Absicht, dort künftig auch Diakone für den kirchlichen Gemeindedienst heranzuziehen.

Der Vorsteher des Diakonenhauses, Pfarrer W. Bernoulli, bewohnte eines der vielen kleinen Zimmer im Dachstock der Anstalt. Er war mir als strenger Mann geschildert worden. Ich fühlte mich deshalb bei der ersten Besprechung mit dem etwa Dreißigjährigen, von fast asketischen Zügen, etwas beklommen. Aber die Scheu wandelte sich im Gespräch bald in Vertrauen. Ich gewann den Eindruck, daß es Pfarrer Bernoulli vor allem darauf ankam, daß ein zukünftiger Zögling seiner Schule zu seinem erwählten Amt wirklich berufen war.

Zu den Voraussetzungen für die Aufnahme gehört unter anderem die Beherrschung und Ausübung eines bürgerlichen Berufes. Mit Recht. Es bestünde sonst die Gefahr, daß sich haltlose Leute, die im Leben versagt haben, unter die Fittiche des Diakonenhauses flüchten wollten. Das Diakonenhaus aber muß von den Männern, die es ausbildet, eine gewisse Durchsetzungskraft verlangen, weil sie, einmal im Amt, stark auf sich selbst angewiesen sind.

Im Frühjahr 1935 trat ich mit noch zwei Kameraden ins Diakonenhaus ein. Während der ersten vierzehn Tage — es waren gerade Schulferien — bestand unsere Arbeit im Putzen aller Räumlichkeiten des Diakonenhauses. Das war pädagogisch geschickt. Ein zukünftiger Diakon darf in seiner Arbeit nicht wählerisch sein; er muß von Anfang an lernen, das gerade Nötigste zu tun. Der eine meiner Kameraden, ein Elektriker, aus einer Eisenbahnerfamilie, packte alles willig und fleißig an. Der andere murrte. Es

schien ihm unwürdig, als Diakonzögling vierzehn Tage lang nur Putzarbeiten zu verrichten. Dieser hat dann auch die Probezeit nicht bestanden und wurde nach kurzer Zeit entlassen.

Die Ausbildung eines Diakons dauert dreieinhalb Jahre. Im halbjährigen Vorkurs wurde neben den gewöhnlichen bürgerlichen Fächern, wie Deutsch und Buchhaltung, eine Einführung in die Bibel und in das Wesen der christlichen Liebestätigkeit geboten. Ferner wurden einige neutestamentarische Schriften durchgearbeitet.

Daneben hatten wir im Umgang mit Epileptikern und bei praktischer Arbeit mit ihnen in Haus und Garten zu zeigen, daß unser Entschluß, Diakon zu werden, ernst genug war, um vor größeren und kleineren Schwierigkeiten nicht zurückzuschrecken.

Diesem Vorkurs folgt ein Jahr theoretischer Ausbildung. Es ist hauptsächlich dem Bibelstudium gewidmet. Die Zöglinge werden aber auch in die Glaubenslehre, Konfessions-, Sektenkunde und Kirchengeschichte eingeführt. Man lernt die verschiedenen Weltanschauungen kennen, man bekommt einen Überblick über die Geschichte der Pädagogik, der Literatur und des Kirchenliedes, soweit er unserer spätern Arbeit nützlich ist.

Das Hauptgewicht wurde im Unterricht auf das Studium der Christlichen Liebestätigkeit in allen christlichen Kirchen, vom Anfang der Christenheit bis heute, gelegt. Es wurde dabei erforscht, was bisher geleistet wurde, wie die Sache heute aussieht, und was in Zukunft geschehen sollte.

Im zweiten Jahr hat der Zögling in einer Anstalt praktische Arbeit zu leisten. Das dritte Jahr ist wieder der theoretischen Ausbildung gewidmet. Man wird auch für die Leitung von Bibelstunden geschult und hat Gelegenheit, solche durchzuführen.

Im Jahre 1937 wurde das Diakonenhaus von Zürich in das Städtchen Greifensee verlegt. Wir hörten oft von Außenstehenden, welch enger Geist in unserm

Hause herrsche. Wir selbst haben davon nichts gespürt. Die Ausbildungszeit gehört zu den schönsten Jahren meines Lebens. Wir hatten nur am Vormittag vier Stunden Schule. Die Nachmittage konnten wir für unsere Arbeit nach eigenem Ermessen und je nach unsern verschiedenen Interessengebieten verwenden. Herr Pfarrer Bernoulli verlangte, daß wirklich gearbeitet wurde, aber durchaus nicht, daß wir immer seine Ansichten teilten. Es störte ihn auch keineswegs, daß wir Schüler untereinander selten gleicher Meinung waren. Bei politischen Abstimmungen stellte es sich oft bei nachträglichen Besprechungen heraus, daß, so wenig wir waren, gelegentlich doch jeder von uns einer andern Partei seine Stimme gegeben hatte.

Mein praktisches Jahr durfte ich in der Anstalt für Epileptische verbringen. Es wurde mir eine Schar Buben anvertraut. Man lebte mit ihnen wie in einer Familie, teilte ihre Sorgen und Pläne und trug ihre Fehler mit. Der Umgang mit Epileptikern lehrte mich, mit den merkwürdigsten und schwierigsten Menschen umzugehen. Das ist heute noch für mich unermeßlich wertvoll. Es scheint mir deshalb eine sehr gute Lösung, daß nun im Diakonenhaus immer etwa fünfzehn Epileptiker zur Betreuung untergebracht sind.

Während der Sommerferien meines letzten Ausbildungsjahres lernte ich meine Frau kennen. Wir verlobten uns im stillen. Aber bald darauf kam mir die Bestimmung der Aufnahmebedingungen in den Sinn, denen ich vor drei Jahren zugestimmt hatte, während der Ausbildungszeit keine Verbindung für eine spätere Verlobung anzuknüpfen. Ich setzte sofort den Leiter der Schule davon in Kenntnis. Es war nie die Rede, mich deswegen aus der Schule zu weisen. Aber die Regel, daß ein angehender Diakon sich während der Ausbildungszeit nicht verlobt, ist sicher berechtigt. Denn vor dem Abschluß wissen die Schüler gewöhnlich nicht, welches Arbeitsfeld sie zugewiesen bekommen und welchem ihre Frau genügen muß. So ver-

langen zum Beispiel die Pflichten einer Anstaltsmutter oder der Vorsteherin einer Herberge Eigenschaften und Berufskennntnisse, die nicht von jeder Frau erwartet werden können.

Aller Anfang ist schwer

Am 1. April 1939 wurde ich von der Kirchgemeinde Zürich-Enge als Gemeinédiakon eingestellt. Mein Ziel war erreicht. Aber ein Arbeiterquartier, das ich mir immer als Wirkungskreis gewünscht hatte, fand ich dort nicht. Das war für mich zuerst eine Enttäuschung. Nicht die einzige. Als ich zum inzwischen verstorbenen Kirchgemeindepäsidenten kam, um mich nach meinen Pflichten zu erkundigen, erklärte er, da müsse ich die Herren Pfarrer fragen. Im übrigen sei zuerst das Beste, einmal die Gemeinde kennenzulernen. Ich machte mich zum ersten, zum zweiten und zum dritten Pfarrer auf. Alle sagten mir das gleiche, es sei übergenug Arbeit vorhanden. Aber niemand gab mir an, worin diese eigentlich bestehe und wie sie an die Hand genommen werden sollte.

Wenn in einem Amtsbetrieb oder in einem Geschäft ein Angestellter bei Stellenantritt so empfangen würde, wäre das bedenklich. In diesem besondern Falle war es jedoch nicht nur begreiflich, da ich hier der erste Gemeinédiakon war, sondern, wie ich nachher einsah, berechtigt und zweckmäßig. Ich wurde dadurch gezwungen, mich selbst umzusehen.

Ich wandte mich nun an die Kirchenpflege, um die Namen der Reformierten meines Wirkungskreises zu erfahren. Die Gemeindekartothek war aber recht mangelhaft. Es bestand nur ein sehr unvollständiges Verzeichnis der Bezüger des «Kirchenboten». Der Kartothekführer, ein alter, gebrechlicher Mann, war seiner Arbeit nicht gewachsen. Er bezeichnete mich als Spion und schickte mich fort, als ich mir seine handgeschriebenen Kartothekkarten ansehen wollte.

So blieb mir nur übrig, auf dem Kreisbüro nachmittags die Einwohnerkartothek nach den Reformierten abzusuchen und eine neue Kartothek von

etwa fünftausendsiebenhundert Karten anzulegen.

An den Vormittagen suchte ich an Hand der Karten Leute auf, denen mein Besuch vermutlich nützlich sein konnte. Vor allem Hilfsarbeiter, Invalide und Männer und Frauen, die in Mischehen leben. Ich machte meine Besuche vormittags zwischen 9 und 11 Uhr. Da traf ich hauptsächlich Frauen und alte Leute. Manche wußten bereits von meinem Amt, sei es aus dem Kirchenblatt oder weil sie bei meiner Einsetzung dabei gewesen waren. Den meisten jedoch mußte ich meine Aufgabe erst erklären. Ich stieß abwechselungsweise auf Interesse, Neugier oder Gleichgültigkeit. Offen unfreundlich oder grob begegnete man mir nie.

Bald darauf nahm ich auch den Besuch von neu in die Gemeinde zugezogener Kirchgenossen auf, deren Adressen — damals jährlich etwa tausendfünfhundert — ich wöchentlich vom Quartierbüro erhielt.

Ich hieß die Zugezogenen in der Kirchgemeinde willkommen, munterte sie auf, die Predigt zu besuchen, machte sie auf kirchliche Veranstaltungen aufmerksam und fragte, ob die Kinder die Sonntagsschule oder Kinderlehre besuchen. Der Empfang war und ist heute noch sehr verschieden. Da sind einmal jene Menschen, die, ohne irreligiös oder auch nur kirchenfeindlich eingestellt zu sein, doch keinen Zugang zur Kirche finden. Die kirchlichen Formen stoßen sie ab. Ich versuche ihnen nahezubringen, wie unwesentlich die kirchlichen Formen und unser Einverständnis mit ihnen im Vergleich zum Auftrag sind, welchen die Kirche von Christus übernommen hat: sein Evangelium in der Welt zu verkünden. Das gleiche gebe ich auch den Leuten zu bedenken, die an bestimmten Einzelheiten, der Person eines Pfarrers, eines Kirchenpflegemitgliedes oder an der baulichen Gestaltung einer Kirche Anstoß nehmen.

„Tue recht und scheue niemand“

Sehr häufig höre ich bei meinen Besuchern den Einwand, sie brauchten die



Wieviel Freude man mit einem Treffer
der Landes-Lotterie doch machen kann!

**ZIEHUNG DER
LANDES-LOTTERIE
10. DEZEMBER**

*Einzel-Lose Fr. 5.-, Serien zu 10 Losen Fr. 50.- mit
2 sicheren Treffern, bzw. 5 Losen Fr. 25.- mit einem sicheren
Treffer, erhältlich bei allen Losverkaufsstellen und Banken.
Einzahlungen an Landes-Lotterie Zürich VIII 27600.*

Kirche nicht, sie hielten sich an den Spruch: «Tue recht und scheue niemand.» Ich frage dann, was sie unter «recht» verstehen. Auch die Auseinandersetzung mit dem Nächsten nach dem Leitsatz «Auge um Auge, Zahn um Zahn» galt ja einmal für recht; es hieß auch schon: «Recht ist, was dem Staate nützt.» Es braucht eben eine Richtschnur, um zu entscheiden, was recht ist. Dem Christen ist sie durch Jesus gegeben.

Selbstverständlich vermeide ich es bei meinen Besuchern — es handelt sich immer um Angehörige der Landeskirche — Andersdenkende zu vergewaltigen. Ich gehe auch mit Bibelsprüchen sparsam um. Aber ich darf mich bei meinen Gesprächen auch nicht auf ein Nebengeleise abschieben lassen. Wem würde es nützen, wenn aus lauter gegenseitiger Schonung nur über das Wetter gesprochen würde? Es kommt deshalb vor, daß ich, um von der Oberfläche zum Zweck meines Besuches vorzustoßen, einmal mit der Tür ins Haus fallen und von Christus reden muß, der uns sagt, daß er der Weg, die Wahrheit und das Leben ist.

Manchen kommt mein Besuch erwünscht. Es freut sie, daß die Gemeinde an sie denkt, und ermuntert sie, am neuen Wohnort die Beziehungen mit der Kirche aufzunehmen. Unkirchliche Leute werden sich oft durch einen solchen Besuch erst wieder bewußt, wie lange sie der Kirche ferngeblieben sind; ein äußerer Anlaß genügt, um die vielleicht jahrelang abgebrochenen Beziehungen neu anzuknüpfen.

Am willkommensten bin ich Alten und Invaliden, die gar nicht mehr zur Kirche kommen können. Es ist manchen von ihnen ein Trost, wenn ich ihnen sagen darf, daß sie auch ohne Predigtbesuche, durch ihr Gebet, nützliche Glieder der Gemeinde sind. Und wie manche alte Frau und wie manchen alten Mann traf ich, die das Bedürfnis fühlen, sich einmal über religiöse Dinge auszusprechen. Nicht nur Alleinstehende. Es gibt Dinge, welche die Menschen oft am allerwenigsten ihren Nächsten gegenüber zur Sprache bringen können.

Von Sonderlingen, ängstlichen Brautleuten und Unzufriedenen.

Anfänglich beging ich den Fehler, mich hinhalten zu lassen, auch wenn ich gemerkt hatte, daß es den Besuchern nicht um den Dienst des Diakons ging, sondern einfach, um zu reden. Ich wagte nicht, aufzubrechen, solange man mich da behalten wollte. Nach und nach lernte ich dann, mich Menschen, die mich ganz in Beschlag nehmen wollen, rechtzeitig zu entziehen.

Wo mein Besuch erwünscht und nützlich ist, vereinbare ich gleich einen zweiten und schreibe den Termin in meinen Taschenkalender ein. Sehr oft erfahre ich dann, daß mich die Leute am festgesetzten Tag erwartet haben und enttäuscht gewesen wären, wenn ich sie vergessen hätte.

Die völlig Vereinsamten und die Sonderlinge sind viel häufiger, als man annimmt. Es gibt zahlreiche Menschen, die überhaupt niemanden haben. Ich versuchte, sie ausfindig zu machen. Einmal wurde mir von einem alten Mann berichtet, der allein mit einem Hund hause und gar keinen Verkehr pflege; ich wurde aber gewarnt, mich ihm zu nähern. Natürlich suchte ich ihn doch auf. Der Empfang war furchtbar grob. Aber je gröber der Greis wurde, um so freundlicher wurde ich. Schließlich ließ er mich reden. Aber meine Fragen blieben unbeantwortet. Ich gab nicht auf. Da sah ich, wie ihm plötzlich Tränen die Wangen herunterrieselten. Die Rührung, daß sich doch jemand um ihn bemühte, hatte ihn überwältigt. Diesen Mann vermochte ich nach und nach wieder etwas mit den Menschen zu versöhnen. Er geht heute mit Blumen hausieren und fühlt sich nicht mehr ganz ausgestoßen. Aber wenn es mir bei einem von zehn solchen Sonderlingen gelingt, sie ein wenig ins Geleise zu bringen, muß ich zufrieden sein.

Ich besuche auch etwa Brautleute, um ihnen, falls sie nicht gedenken, sich kirchlich trauen zu lassen, die Bedeutung dieser Handlung zu erklären. Oft lassen sie mich einfach stehen. Erstaunlich oft



Ganz unbewußt

führen Sie beim täglichen Zähneputzen mit Aronal dem Zahnfleisch und den Zähnen die wirksamen Vitamine A und D zu. Dadurch nähren Sie die Zähne, und gesunde, kräftige Zähne sind immer schön. Fangen Sie schon beim Kleinkind mit der rechten Zahnpflege an!

Überall erhältlich : die Tube Fr. 2.25

Für jedes Alter

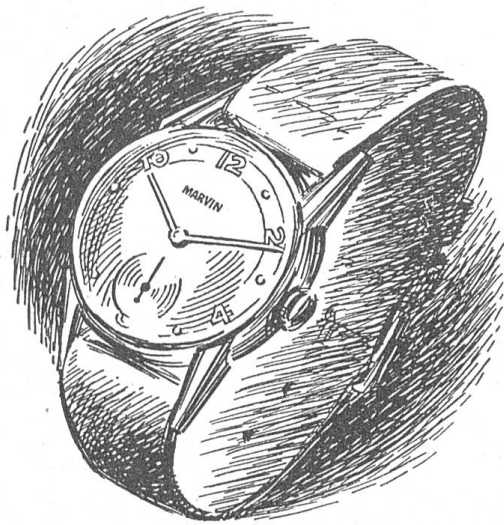
Aronal

die Zahnpasta mit Vitamin



G A B A A G. B A S E L

Mit einer
MARVIN
fahren Sie gut...



Die MARVIN ist eine Uhr für alle, welche auf dauernde Genauigkeit und auf zeitlose Formschönheit mehr Wert legen als auf modische Extravaganz.

Jede MARVIN-Uhr ist mit einer sich selbst ausgleichenden Spirale versehen, die ihren Gang von Temperatur-Unterschieden unabhängig macht.

COMPAGNIE DES MONTRES MARVIN S.A.
 LA CHAUX-DE-FONDS

Seit  1850
Eine der weltbekannten Schweizer Uhren

werden aber junge Menschen nur durch falsche Vorstellungen von der kirchlichen Heirat zurückgehalten. Sie glauben, diese koste einen Haufen Geld, oder sie scheuen ganz einfach den Gang zum Pfarrer, weil sie fürchten, von ihm vor unliebsame Fragen gestellt zu werden. Ihre Bedenken sind zerstreut, wenn sie erfahren, daß sie vom Pfarrer keiner Prüfung unterzogen werden, keine Vorwürfe zu gewärtigen haben und die Vollziehung der Trauung — außer bei besondern Wünschen — völlig unentgeltlich ist, weil die Kirche bloß das eine Verlangen hat, ihre Heirat auf die einzig zuverlässige Grundlage zu stellen.

Gelangt einer der — in der letzten Zeit seltenen — Austritte aus der Landeskirche an die Kirchenpflege, werde ich oft beauftragt, den Gründen nachzugehen, und den Schritt womöglich rückgängig zu machen.

Bei Gemeindegliedern, die in Sekten übergetreten sind, kommen wir meistens zu spät. Sie sind der Kirche oft schon jahrelang entfremdet und ihrer neuen Glaubensgemeinschaft völlig verfallen. Am häufigsten habe ich mit Anhängern der christlichen Wissenschaft, mit Neu-Apostolischen und mit Zeugen Jehovas zu tun. Es ist mir aber auch schon gelungen, Austritte zu verhindern. So ließ sich ein junger Mann, den ein Beschluß der Kirchensynode aufgebracht hatte, überzeugen, daß kein Gemeindeglied von der Kirchenbehörde erwarten darf, daß diese immer seine Stellungnahme als die richtige anerkenne.

Vor kurzem wollte ein älterer Herr seinen Austritt geben, weil ein Artikel im «Kirchenboten» nicht in allen Teilen vom Heiligen Geist diktiert sei. Wir haben dann den Aufsatz mit Abschnitten aus der Bibel verglichen und zusammen festgestellt, daß es dem allmächtigen Gott gefallen hat, selbst bei der Bibel sündige Menschen mitschreiben zu lassen.

Oft treffe ich auf Menschen, die den Wunsch hegen, in die Landeskirche einzutreten, aber den Weg dazu nicht finden. Teils sind es frühere Angehörige der

Kirche, doch auch Mitglieder von Sekten und andern Konfessionen. Das Vorgehen ist einfach:

Es genügt ein Gesuch an den Kirchenrat mit Angabe der vollständigen Personalien und der Beweggründe. Beschleunigt wird die Aufnahme, wenn der zuständige Gemeindepfarrer ein Gutachten beilegt. Bei landeskirchlich Getauften wird der Wiedereintritt ohne weiteres angenommen. Für ehemalige Andersgläubige bestehen Konvertiten-Kurse.

Nur in der allerersten Zeit mußte ich meine Arbeit suchen. Bald trat sie von allen Seiten an mich heran. Doch auch heute noch bitte ich bei jedem Besuch, mir Leute, die meinen Beistand brauchen könnten, zu melden. Dabei ersuche ich immer um möglichst nüchterne Angaben. Ich gehe dann hin und stelle selbst fest, woran es mangelt. Damit ist den Leuten besser gedient, und sie ziehen es auch vor, wenn ich mit keinen vorgefaßten Meinungen und Urteilen komme.

Es laufen jährlich zwei- bis dreihundert solcher Meldungen ein. Vielleicht bei der Hälfte handelt es sich um falschen Alarm. Aber selbst diese erwiesen sich gelegentlich als nützlich. So erhielt ein Pfarrer den Aufruf einer Frau, die ihre Nachbarin beschuldigte, den eigenen Buben zum Diebstahl anzuhalten. Ich redete mit der Angeschuldigten, ohne ihr zu sagen, was gegen sie vorgebracht worden war. Sie begann bald unaufgefordert zu klagen, daß ihr geistesschwacher Bub aus einem krankhaften Trieb sich alles aneigne, was ihm in die Augen steche. Sie würde es für das Beste halten, sagte sie, ihn in eine Anstalt zu bringen, wo er behandelt werden könnte, aber ihr Mann sei damit nicht einverstanden. Auf Grund meiner Kenntnisse der verschiedenen Anstalten konnte ich dann den Vater überzeugen, daß sein Bub dort bestimmt nicht schlecht aufgehoben wäre und vielleicht sogar von seinem Leiden geheilt würde.

Aus meiner Sprechstunde

Jeden Dienstag- und Freitagnachmittag halte ich Sprechstunde. Nicht alle Aus-



Schenken Sie allen, die nervös und abge-
spannt sind, über Müdigkeit, schlechte Ver-
dauung klagen, sich nach Krankheit und
Wochenbett nicht recht erholen können,
das Nervennähr- und Stärkungsmittel

* **ELCHINA**

nach Dr. med. Scarpatetti u. Dr. A. Hausmann

Originalflaschen zu Fr. 3.89 und 6.50 inkl. Steuer

künfte, die von mir verlangt werden, gehören in mein Amt. Sehr häufig werde ich nach Hausangestellten, Stunden- und Waschfrauen gefragt. Es würde mich von meinen Pflichten zu weit wegführen, mehr zu tun, als die Namen der Suchenden auf eine Liste zu setzen und ihnen mitzuteilen, wenn sich zufällig etwas Passendes findet. Aber die Aussichten sind gegenwärtig dafür sehr klein.

Auch Zimmer und Wohnungen kann ich keine verschaffen, obschon ich täglich darum angefragt werde.

Aber am zahlreichsten sind die Anliegen von Menschen, die aus irgendeinem Grund in Not geraten sind und nicht armengenössig werden möchten. Ich freue mich, daß es oft gelingt, durch Vermittlung von Fürsorgebeiträgen von Stiftungen oder aus der Spendkasse zu helfen. Ein älteres, früher reiches Fräulein, das mit der Zeit so tief in Armut geraten war, daß ihr nur noch das Fürsorgeamt helfen konnte, bat mich, sie auf diesen schweren Gang zu begleiten.

Einen jungen Mann, der nicht mehr ein und aus wußte, mußte ich zu einem Nervenarzt bringen. Einem andern konnte ich helfen, eine unglückliche Verlobung aufzulösen. Eine Mutter bat mich, ihrer Tochter tüchtig die Leviten zu verlesen. Ich mußte dann aber feststellen, daß es eher an der Mutter war, ihre erwachsene Tochter nicht mehr als kleines Kind zu behandeln. Eine Mutter, die das Gewissen plagte, weil ihre ziemlich großen Kinder noch nicht getauft waren, kam zu mir, weil sie sich schämte, den Pfarrer aufzusuchen, und war froh, daß ich sie bei ihm anmeldete.

Kürzlich suchte mich sogar ein Herr auf, der das Pech hatte, von der Bank keinen Kredit mehr zu bekommen. Nun wünschte er das Geld von mir. Selbstverständlich hätte ich es nach wenigen Wochen mit hohem Zinse zurückerhalten! Als ich mich weigerte, auf das Geschäft einzugehen, kam er am andern Tag wieder. Er hatte sich inzwischen im Stadthaus nach meinen Steuerverhältnissen erkundigt. Er brauchte so ziemlich genau

die Summe, die ich aus einer kleinen Erbschaft seit kurzem besaß. Er war empört, daß ich sie ihm nicht zur Verfügung stellte.

Es dauerte etwa drei Jahre, bis mein Tätigkeitsbereich mehr oder weniger abgegrenzt war und ich die Arbeit nach einem einigermaßen geordneten Programm, das auch die Bibelstunden und die Mitwirkung an der Sonntagsschule und in den Jugendgruppen umfaßte, gestalten konnte. Seit einem Jahr besitze ich eine Anweisung über Besuche und Dienste, die ich nach meinem Gutdünken vornehmen soll und jenen, die mir vom Pfarrer und der Kirchenpflege zugewiesen werden. Ich habe wöchentlich beim Pfarrer und beim Kirchgemeindepräsidenten vorzusprechen.

Aber wenn auch mein Arbeitsprogramm heute in großen Zügen feststeht, ist die Gefahr, zum Routinier zu werden, klein. Dafür sorgen die vielen unvorhergesehen an mich herantretenden Pflichten, wie z. B. die oft aus dem Stegreif zu organisierenden Naturaliensammlungen, die Durchführung von Ausflügen, Familienabenden, Ferienlagern usw.

Dabei bleibt aber die Hauptsache, daß der Diakon sich bewußt ist, daß seine Geschäftigkeit nie Selbstzweck werden darf. Alles, was er tut, hat zuletzt nur den einen Sinn, der Verkündigung des Evangeliums zu dienen.

Natürlich freut es mich, der Kirche entfremdete Menschen wieder in der Predigt zu sehen. Selbstverständlich bedeutet es für mich eine Genugtuung, Gemeindeglieder zum Mithelfen veranlaßt zu haben, oder wenn ich erfahren darf, daß ein Fall kirchlicher Fürsorge glückliche Folgen zeigt. Es macht mich auch traurig, wenn ich feststellen muß, daß ich da und dort nichts ausrichten kann und immer wieder erfahre, wie das Erreichte verschwindend klein im Verhältnis zur Aufgabe ist. Aber ich habe den Trost, zu wissen, daß die Entscheidung über Erfolg und Mißerfolg in einer höhern Macht steht. Wir haben im Diakonenhaus gelernt, uns deren Entscheidung frohen Mutes zu unterwerfen.